

Literaturpredigt

Erfahrungsbericht und Reflexionen zur Tübinger Reihe „Spuren des Wortes“

Seit Heinrich Bölls Roman „Ansichten eines Clowns“ dürfte jeder Versuch, Predigten durch literarische Versatzstücke bildungsbürgerlich interessant zu machen, im Hals stecken bleiben. Über die Sonntagabendpredigten Prälat Sommerwils in der Bonner St. Korbinianskirche gibt der Clown folgenden, der Wertschätzung des akademisch-kunstoffbessenen Stammpublikums diametral entgegenstehenden Zuhörerkommentar: „Die Vorführung ist peinlicher, als Sommerwils Behörden erlauben sollten Da lese ich doch lieber Rilke, Hofmannsthal, Newman einzeln, als daß ich mir aus den dreien eine Art Honigwasser zurechtmischen lasse.“¹ Wer also Literaturpredigten als sonntägliche Reihe anbietet, wie dies die evangelische Studierendengemeinde Tübingens im Wintersemester 2008/2009 in ökumenischer Kooperation getan hat, der muss konzeptionell gegen den Vorwurf gewappnet sein, einem elitären Publikum ein wenig Literatur „ums Maul schmieren“ zu wollen, um es unter die ehrwürdige Kanzel der Stiftskirche zu locken.

Bei der Tübinger Predigtreihe, bei deren Konzeption und Durchführung ich selbst als katholischer Hochschulpfarrer beteiligt war, gab es die Premiere einer Kooperation mit dem Landestheater Tübingen. Die Tatsache, dass Schauspielerinnen und Schauspieler das Lesen der literarischen und biblischen Texte übertragen wird, stellt die Frage nach dem Verhältnis von rezitatorischer Professionalität und Authentizität. Es geht darum, ob und wie künstlerisch eingesetzte Theatralik und gottesdienstliche Ergriffenheit zusammenpassen. Wem nimmt man einen Text ab? Die Tübinger Erfahrung zeigte, dass alles davon abhängt, welche Haltung zu den Texten eingenommen wird. Im Vordergrund steht der Text. Ihn gilt es zum Sprechen zu bringen und nicht einen Tonfall überstülpen zu wollen. Dann lösen sich auch Hörklischees auf: biblische Texte klingen nicht frömmelnd und Literatur nicht elitär-intellektualistisch. Unter dem Motto „Spuren des Wortes“ stellte sich die Predigtreihe diesen spezifischen Herausforderungen.

1 Zit. nach der Lizenzausgabe des Buchclubs Zürich 1963, S. 132.

Das Wort ergreifen....

Wortergreifenheit – so könnte das Motiv hinter der Tübinger Predigtreihe lauten. Damit ist mehr gemeint als passiver Kunstgenuss. Das Wort zu ergreifen, ist der höchstlebendige Akt, der als menschliche Ausdrucksform die Prediger und Predigerinnen situativ mit den biblischen und außerbiblischen Autoren verbindet. Auf der Kanzel das Wort zu ergreifen, heißt, sich in die Reihe mit anderen Stimmen zu stellen. Zunächst ist dies eine Solidargemeinschaft um das Wort Versammelter. Literarische Texte bilden ihre Gemeinden ebenso, wie die Biblischen. An diese Ergriffenheit knüpft die Predigt an. Sie bedient sich nicht attraktiver Wörter, sondern lädt die Zuhörerinnen und Zuhörer ein, der Spur des Wortes zu folgen. Die Attraktion des Wortes steht hier nicht im Dienste rhetorischer Selbstinszenierung.

Biblische und die literarische Stimme, sie stehen zwar in einer Reihe, aber sie sind doch unabhängig voneinander, weil beide in ihrem Impuls, das Wort zu ergreifen, nicht aufeinander reduzierbar sind. Nicht aber, weil es eindeutige Zuständigkeiten und Aufgaben gäbe, etwa die, dass Literatur der Welterschließung diene, während die biblischen Texte ihre gottesdienstlichen Sprachanteile der in ihnen zu Wort gekommenen Gotteserfahrung bzw. -mitteilung verdanken. Gerade die jeweils eigenständige Wortergreifenheit wollte die Predigtreihe betonen. Damit nahm sie konzeptionell ein Anliegen auf, für das der renommierte Tübinger Brückenbauer zwischen Literatur und Theologie Karl-Josef Kuschel steht.

Predigttext und literarisches Zitat bilden keine Art Kollage, wo die religiöse Stimme sich auf sprachlich verdichtete Lebenserfahrung beruft, um sie auf eine glaubenspraktische Frage zu beziehen oder damit eine dramatische Zuspitzung der Gottesfrage zu erzielen, noch wird der literarischen Stimme gönnerhaft Vortritt gewährt, um religiöse Erfahrungen die höheren Weihen künstlerischen Niveaus zu verleihen. Literarische Texte sind nicht dazu da, es „schöner zu sagen“, was in der Predigt auch so schon zu Wort kommt. Umgekehrt kann verdichtete Lebenserfahrung, ein Wesenszug literarischen Erzählens, auch die homiletische Prosa bestimmen, insofern sie nicht über Glauben referiert, sondern gläubige Menschen bzw. den Glauben von Menschen im Blick hat.

Der Sinn einer bewussten Einbeziehung literarischer Texte in den Gottesdienst und in die Predigt, liegt nicht darin, mit literarischer Autorität Glaubensfragen zu beantworten oder prekären Glaubenslagen der Moderne mit hintersinnigen Texten zu begegnen. Nicht Vereinnahmung, sondern fruchtbares Spannungsverhältnis im Dialog zwischen „profanem Text“ und „Heiliger Schrift“ stellt die homiletische Herausforderung dar. Keine inszenierte Übereinstimmung, sondern eine sinnvolle Vielfalt der

Stimmen, bei der es freilich auch Konsonanzen geben darf. Der amerikanische Schriftsteller Richard Powers gab vor kurzem hierzu einen prägnanten Kommentar: „Die Literatur liefert keine einfachen Antworten, aber sie stellt die richtigen Fragen.“²

Hinter dem Wort stehen...

Diese grundsätzlichen Überlegungen führten bei der Literaturpredigtreihe zur konzeptionellen Entscheidung, literarischem und biblischem Text eine von den Predigern bestimmte Position im liturgischen Ablauf zu geben. Sie konnten damit dem Verhältnis des literarischen Textes zu Bibellesung, Gebeten und Gesängen, einen eigenen Akzent geben. Hier kann es kein Schema geben. Die Präsenz des literarischen Textes leitet sich nicht davon ab, inwiefern er zur Bibellesung oder zum Predigtvers passt, um die herum sich alles Geschehen zu gruppieren hat. Durch die persönlich getroffene Literatúrauswahl brachten die Predigerinnen und Prediger nicht in erster Linie eine Botschaft mit, die sie dann nur noch hätten zu entfalten brauchen.

Literarische Texte sind keine Theorievehikel, sie konstituieren vielmehr ein sprachliches Geschehen, das auf verschiedenen Ebenen abläuft. Worte erzeugen Resonanzen. Worte bleiben hängen, weil sie Lebensbilder und Szenen vor Augen führen, die befremden oder vertraut vorkommen, weil sie eine Wirklichkeit zum Klingen bringen, die ansonsten stumm bliebe. Weil sie etwas hervortreten lassen, das in unserer von Bildmaterial überfluteten Zeit übersehen würde. Heutige Wirklichkeitserschließung setzt auf die Macht der Bilder, der „iconic turn“³ hat die Kultur des Wortes in seinem Anspruch, Instanz der Wahrheit zu sein, abgelöst. Worte, so die Vermutung nach einem Jahrhundert der Propaganda, lassen sich leichter dienstbar machen. Wo Sprache zur Phrase verkommt, wo sie nichts mehr im Namen der Wirklichkeitserschließung riskiert, da verliert sie in der Tat an Glaubwürdigkeit. Glaubwürdigkeitsverlust geht aber immer einher mit Aufmerksamkeitsverlust. Die in ihrer Unverständlichkeit oft stumme Wirklichkeit fängt zu sprechen an, wo den Worten vertraut wird. Literarische Texte leben aber gerade von einem: vom Vertrauen in Sprache.

Die Predigerinnen und Prediger wählten fast ausschließlich zeitgenössische Prosastücke aus. Man konnte deutlich spüren, dass nicht nur die darin aufgerufene Thematik das Auswahlmotiv fundierte, sondern das im Sprachgeschehen sichtbare Verhältnis zum Wort. Dass der Text aufhorchen lässt, verdankt sich nicht in erster Linie der Rezitationskunst, sondern eben der Stimme, die in den Worten ihre Spur hinterlässt und

² Spiegel-online, Interview vom 14.10.2009.

³ Vgl. Burda, Hubert, Maar Christa, Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder, Köln 2004.

der man vertraut. Den Spuren des Wortes zu folgen, ist auch ein Akt des Vertrauens. Diese Erfahrung zog sich wie ein roter Faden durch die Predigtreihe. Als Predigerin und Prediger etwas auf das Gehörte sagen zu wollen, in der Predigt eine Art Resonanzraum zu bilden, in dem der Glaube seine Stimme erheben kann und die Spuren zu deuten anhebt: das entscheidet sich immer am Ton, an der Authentizität der Sprache, wie die einzelnen letztlich hinter den Worten stehen.

Von Martin Walser, „Ein fliehendes Pferd“, bis Hape Kerkeling, „Ich bin dann mal weg“ reichte das Spektrum. Texte, in denen die religiöse Thematik bereits eingebunden war, wie etwa Albrecht Goes' „Das Brandopfer“ standen in einer Reihe mit belletristischen Bestsellern wie Pascal Merciers „Nachtzug nach Lissabon“. Zum Abschluss dann ein Klassiker: Tolstois „Krieg und Frieden,“ ausgewählt, um dann in der Predigt das Thema der Geschichtsmächtigkeit Gottes zu entfalten. Nicht nur mit dem Text, sondern auch gegen den Text. Tolstoi im Ohr, die Aussage: „es ist alles schon entschieden,“ lud die Predigt mit einem Jesajavers dazu ein, nicht das Verheißungswort zu überhören, das von Gott aus die Geschichte eines jeden Menschen trifft, auch die der Zuhörerinnen und Zuhörer.

Aussage der Predigt und Auswahl der Texte stehen natürlich in einem engen Zusammenhang. Für die Konzeption der Tübinger Literaturpredigt war es daher wichtig, dass der literarische Text nicht nur wegen eines ästhetischen Hörgenusses von professionellen Schauspielern/innen gesprochen wurde. Der Unterschied zwischen einer „Predigt mit Literatur“ und Literaturpredigt besteht genau darin, dass der Text bei letzterer einen eigenen Anwalt bzw. eine eigene Anwältin hat. Im Fall der Tübinger Literaturpredigt wurde diese Rolle engagiert und signifikant vom Ensemble des Landestheaters übernommen. Literatur ist mehr als eine Textvorlage, ihre Spuren führen nicht direkt zur Predigt, sondern sie hinterlässt eigene Spuren. Literaturpredigt meint mehr, als Literatur im Gottesdienst zu rezitieren und dann daraus eine Predigtaussage zu formen. Rezitation heißt hier, sich an den Text zu halten, sich in seinen Dienst zu stellen und eine Stimme und Erfahrung zu Wort kommen zu lassen, deren Spur sichtbar bleibt, auch wenn andere Stimmen sich deutend, reflektierend, widersprechend hinzugesellen. Auch der Widerspruch gehört dazu, denn Literaturpredigt erschöpft sich nicht in der Affirmation des Vorgetragenen.

Spuren des Wortes – Spuren der Predigtreihe...

Im Rückblick zeigen sich eben die Konsonanzen und auch Dissonanzen zwischen Bibel und Literatur und dem Spannungsfeld, das daraus in der Predigt entsteht, als faszinierende Erfahrung der Predigtreihe. Es entstand eine Brücke zwischen biblischem Wort und schriftstellerischem

Wort, ohne Fixierung auf eine vorgegebene Gehrichtung. Auch die jeweilige Predigt konnte und wollte keine Leseordnung als allein gültige festschreiben.

Die Erfahrung der Predigtreihe hat gezeigt, wie durch die Bedeutsamkeit der literarischen Texte, durch die Art der Sprachgestaltung im Hörbarmachen von Wirklichkeitserfahrung – d.h. dem Berührtwerden durch eine mit sprachlichen Mitteln erzeugten Nähe zu Menschen und ihren Schicksalen, zu Fragen, die lauter und bedrängender und Antworten, die verständlicher und erfüllender werden - auch das biblische Wort ganz neu aufhorchen lässt.

Mir selbst ist der Vers aus Jesaja (9,1) vom Volk, das im Dunkeln sitzt und ein Licht schaut, noch nie so eindringlich vorgekommen, wie nachdem ein Abschnitt aus Patrick Roths „Meine Reise zu Chaplin“ rezitiert worden war. Dort ruft Roth die Schlüsselszene aus Chaplins Film „*city lights*“ auf, in der Blind-sein und Sehend-werden durch die Begegnung des Tramps mit dem Blumenmädchen als bewegendes Drama über das Erkennen der Liebe gedeutet wird. Das biblische Motiv vom Sehen und doch nicht sehen, von der Dunkelheit, in die das Licht fällt als Drama der Beziehung zwischen Gott und dem Menschen, wurde in seiner existentiellen Aussage auf einmal ganz neu begreifbar. Die Predigt brauchte dann nur dieser Spur zu folgen. Die Begegnung mit der biblischen Aussage, das Gespräch zwischen Lebenserfahrung und religiöser Betroffenheit findet dann seinen Weg, ohne theologisch vorgezeichneten Verlaufsplan.

Das Konzept Literaturpredigt ermöglicht somit auch, Literatur als gottesdienstliche Erfahrung zu erleben. Dies ist eine wichtige Erfahrungsspur der Predigtreihe. Sich selbst noch einmal mit anderen vom literarischen Text und den biblischen Versen berühren zu lassen, und dann diese gemeinsam gemachte Erfahrung in der Predigt zu deuten: das heißt auf einen größeren, auf den gottesdienstlichen Resonanzraum zu vertrauen.

Literaturpredigt zelebriert keine Interpretationshoheit, sie folgt zusammen mit den Gottesdienstteilnehmerinnen und -teilnehmern den Spuren des Wortes. Darin zeigt sich nicht nur ein Berührtwerden durch die Ästhetik der Texte, sondern auch eine Ergriffenheit vom Wort, das allem menschlichen Sagenkönnen voraus liegt.

Wenn es gelingt, auf diese Weise Literaturpredigt selbst zu einer Lebenserfahrung werden zu lassen, wenn dadurch Theologinnen und Theologen eine glaubwürdige Sprache finden, dann ist damit letztlich auch einem gedient: dem Wort.